

# Weltfrömmigkeit

Autor(en): **Omikron**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **25 (1942)**

Heft 7

PDF erstellt am: **17.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-409260>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nen müssen. Einmal liebt er ganz sinnlos, ein andermal vernichtet er ebenso unvernünftig. Das sind doch nicht Eigenschaften eines Gottes! Man denke an die Sintflut (sie soll sich im Jahre 2000 vor u. Zt. ereignet haben, also vor 5142 Jahren). Da soll Gott Himmel und Erde und alles was lebte, erschaffen und sein Werk ausdrücklich «gut» befunden haben (Wie könnte es von einem Gotte anders erwartet werden?) Auf einmal ändert er sein Wohlgefallen und tilgt alles bis auf einen kleinen Nachwuchs, den er in einer Arche, welche im Kaukasus gelandet sein soll, am Leben erhielt. Wer kann das verstehen? In einem müssen wir die Bibel ernstnehmen: sie ist ein taugliches Mittel zur Beherrschung derjenigen, die an sie glauben und sie nicht kennen, sie wirkt dann faszinierend. Ihr Ruf steht zu hoch, als dass es irgendjemand wagen würde, ausserhalb der Reihe zu marschieren — er hätte «Angst vor dem Aussergewöhnlichen» (Vinet). Sie ist auch geeignet, wie kaum ein anderes Buch, für jede Spekulation einen Vers zu bieten. Direkt abstossend wirken auf einen klaren Verstand und ehrlichen Menschen die «ewigen Moralpredigten» mit ihrem heuchlerischen Tonfall. Es dünkt einen, es sollte selbst einem Gotte zuwider sein. Die Bibel ist ein arges Menschenwerk; die guten Leitgedanken fürs Leben, die darin stehen, stammen aus Kulturen, welche von den Christen als minderwertig behandelt oder nicht studiert werden.

Weltanschauung ist eine ernste persönliche Angelegenheit, zu ernst, als dass der Freidenker es irgend jemandem überlassen könnte, noch wollte, sie für ihn zu formen. Das setzt für ihn voraus, dass er die Weltanschauungen der Vergangenheit und der Gegenwart kennen lernt und sich mit ihnen verstandesgemäss auseinandersetzt.

J. Egli.

### Weltfrömmigkeit.

Taucht da auf dem deutschen Büchermarkt plötzlich eine kleine sympathische Broschüre auf wie ein stiller Fremdling im lännend-blutigen Geschehen unserer entsetzlichen Gegenwart. Es liegt über ihr ein Duft bester geistiger Vorkriegstradition unseres grossen Nachbarstaates. Die Schrift heisst «Weltfrömmigkeit», Verfasser ist Eduard Spranger, der bekannte Geisteswissenschaftler und Pädagoge der Berliner Universität.

In der ersten Hälfte spricht Spranger zu uns als «Diesseitsmensch» im Sinne Goethes. Mit Wärme spricht er von der religiösen Bewegtheit, die trotz aller Diesseitsverbundenheit des modernen Menschen andauern könne. Uns Heutigen ist diese

Stimmung der Weltfrömmigkeit nicht fremd, sie ist eine Art Andacht, für die wir Modernen vielleicht noch am leichtesten offen sind. Wir wissen, dass das Leben selbst heilig ist, nicht nur die jenseitigen Bezirke. Die Hölle verliert ihre Entsetzlichkeit, sie gilt fortan als Phantasiegespinnst; man hat sie erfunden, um Kinder und Toren zu schrecken. Mit der fortschreitenden Aufklärung aber wird auch der Glaube an ein Jenseits bei den Gebildeten mehr und mehr geschwächt. Auch am Diesseits und gerade am Diesseits kann sich eine Art Erlebens entzünden, die von eigener Glut und Innigkeit ist. Der moderne Mensch wirkt, ohne nach der letzten Deutung zu fragen, die seine Arbeit mit Sinn erfüllt, und ohne bewussten Zusammenhang mit den metaphysischen Mächten, die sein Dasein umfassen. Schleiermacher: «Wer einen Unterschied macht zwischen dieser und jener Welt, betört sich selbst; alle wenigstens, welche Religion haben, glauben nur an eine».

Bis hierher haben wir Sp. dankbar für das viele gute Verständnis folgen können. Aber genau an dieser Stelle bricht der Verfasser seine grosse Linie und geht andere Wege. Da wird nun allem Monismus zuerst zögernd, dann immer bestimmter der Prozess gemacht. Einer solchen Weltfrömmigkeit sei die Welt eben doch flach geworden, denn sie habe eine Dimension gänzlich aus dem Bewusstsein verloren. Darum sei sie auch nicht fähig, den Tod, die Verzweiflung am Leben oder das Fremdheitsgefühl in der Welt zu überwinden. Diese Drei seien in der Welt, den immanenten Sinn dieser einen und ach! so flachen Welt zu sprengen. Wäre die Welt nur eine raumzeitliche Ordnung, sie wäre in der Tat nicht der Ort, wo wir mit unserem eigentlichen Wesen zu Hause sind. Da wäre wirklich nichts Grosses mehr zu hoffen. Heroischer ist der Glaube, der einfach die gegebene Welt durchstösst, ins Unbekannte hinein. Und glücklich landet der zuerst so tapfere Diesseitsdenker Spranger wieder beim Glauben, beim Christentum, wenn auch nur beim unbewussten Christentum. «Die letzte Offenbarung ist da, wo alle Lebensrätsel nicht dem Wissenden, aber dem Gläubigen durchsichtig werden. Da steigen Antworten aus der Tiefe empor, denen ein ewiger Inhalt innewohnt. Man wird ihrer nur inne, wenn man einmal auf dem Grat zwischen den beiden Welten zu stehen gelernt und zu wandeln gewagt hat. Die Weltfrömmigkeit ist nur ein allerletzter Schritt in dieser Richtung.»

Da stehen wir also, begossen und zurechtgewiesen. So freudig unsere Zustimmung zum ersten Teil war, so schwach ist nun unsere Neigung, uns den Fittichen des Sp.'schen Höhenfluges anzuvertrauen und uns an den Rand der Welt, auf den schmalen Gratweg zwischen den zwei Welten tragen zu lassen.

Belohnung, wenn er ihm ein Stück von der heiligen Anna verschaffen könne, d. h. wenn er sein Kloster gegen eine Bestechung bestehlen würde. Echt christlich! Der schlaue Kustos, natürlich ein «Geistlicher», ging darauf ein und brachte dem Herrn Ritter nicht etwa nur ein Nierlein, ein saures Leberlein oder gar nur eine eingetrocknete Zehe, sondern gleich den ganzen Schädel, fein eingewickelt in ein seidenes Tüchlein, und nahm schmunzelnd die reiche Belohnung. Vergnügt zog Herr vom Stein mit seinem Schatz nach Hause. Auf dem Heimwege sprach er beim Bischof von Lausanne vor, der ihn beglückwünschte und segnete! (Wahrscheinlich für die glückliche Bestechung des Kustos in Lyon!) In Bern empfangen ihn die ganze Geistlichkeit, der Rat und die Bürgerschaft am obern Tor und begleiteten ihn in feierlichem Zuge bis zur Dominikanerkirche an der Zeughausgasse, wo neun Jahre früher der famose Herr Prior und seine vier Spiessgesellen «gehaust», d. h. sich den Jetzerhandel geleistet hatten und dafür im Schwellenmätteli verbrannt wurden.

In der Dominikanerkirche wurde das «Heiligtum» auf den dazu bestimmten Altar gestellt, mit prächtigen Zieraten umhängt und vom Bischof von Lausanne mit einem Sündenablass bedacht. Es gab ein grosses Geläuf zu dem Altare; aber da kam nach einiger Zeit ein Brief vom Abte des Klosters in Lyon. Dieser sprach seine Verwunderung darüber aus, dass man an die Möglichkeit eines solchen Diebstahls glauben konnte, noch sei der Schädel der «Heiligen» unberührt in seiner Kirche. Der Kustos hätte dem Herrn Ritter vom Stein irgend einen Schädel aus einem Beinhaus verkauft, für welchen Betrag er gebührend bestraft worden sei.

Der Spott des Lyoner Abtes über die Dummheit der Berner war

sicherlich vollauf berechtigt. Nur hätte er bedenken sollen, dass auch seine «heilige» Anna nichts weniger als echt gewesen ist. Auch sein Kloster war einem raffinierten Gauner aufgesessen oder vielmehr auch die Lyoner waren bei der Erwerbung ihrer Reliquie mindestens ebenso dumm gewesen wie die Berner von anno 1518.

Man denke sich die Enttäuschung, den Verdross und die Beschämung der Honoratioren Berns, die ihre Gaben für die Stiftung des Altars und die Erwerbung des «Heiligtums» zusammengesteuert hatten. Aber das war ja nicht das erste Mal, dass Berns Bevölkerung mit einem solchen Schädelkauf Fiasko gemacht hatte. Allerdings war der erste Fall 55 Jahre früher passiert. Doch davon das nächste Mal. Seien wir froh, dass wir heute in Bern einen wirklich reellen Schädel eines Heiligen besitzen, ja nicht nur den Schädel, den ganzen einbalsamierten Leib des Religionsstifters Rudolf Maria Holzappel. An dessen Echtheit ist ganz und gar nicht zu zweifeln; alles daran ist echt, vom Kopf bis zur Zehe, vom Fistelzahn bis zum Mastdarm. Auch das Hemd ist echt! Wir sind einfach glücklich! Heil Bern!

### Bücher?

Die Literaturstelle der Freigeistigen Vereinigung der Schweiz, Postfach 2141, Zürich-Hauptbahnhof, besorgt jedes Buch.

## In unseren Tagen müssen die Wirkungsmittel wirkliche Kräfte und nicht historische Erinnerungen sein.

Balzac.

Woher kommt nun eigentlich dieser bedenkliche Bruch? Nun, Sp. ist ein typischer Vertreter des deutschen philosophischen Idealismus, und wo der die Finger im Spiele hat, da ver-schwimmen sofort alle Umrisse, da wird die Atmosphäre trüb, da «christelt» es. Spranger ist zwar sicher nicht verwurzelt in jener zweiten Jenseitswelt und er spricht auch nicht von dort aus zu tun. Aber diese eine, einzige und unendlich weite Welt ist ihm eben nicht gross genug, er kann sich hier nicht zu Hause fühlen; in ihm lebt die platonische Sehnsucht, über diese eine Welt hinaus einer andern zweiten Welt entgegen zu fliegen oder doch nur auf dem Gratweg zwischen den beiden Welten zu wandern. Was sind das eigentlich für kindische Wünsche und Vorstellungen! Diese eine Welt ist alles, sie ist das All — eine zweite Welt gibt es nicht, folglich auch nicht die berühmte Gratwanderung. Kein einziger religiöser Aufschwung, keine philosophische Spekulation kann real und tatsächlich aus dieser Welt hinausführen.

Von dieser gründlich verschobenen metaphysischen Grundlage aus erwächst nun auch eine durchaus schiefe Einstellung zum Todesproblem und zu andern wichtigen Lebensfragen. Im Einzelnen das nachzuweisen würde zu weit führen. In der zweiten Hälfte seiner Schrift stossen wir uns an Widersprüchen, Halbheiten, Unklarheiten — Sp. kann uns hier nicht mehr überzeugen. Und doch haben wir, im Blick auf das Ganze, allerhand Anlass, dem Verfasser zu danken:

Zum Ersten: Der Verfasser spricht ohne allen Hass und ohne Herabsetzung, er spricht sogar mit viel Verständnis, mit guter Einfühlung und in einer wirklich schönen Sprache von unserer monistischen Welterfassung.

Zum Andern: Er legt seinen feinen Finger auf einen Fehler, dem viele unserer besten Gesinnungsgenossen in allen Treuen gelegentlich zum Opfer fallen. Mit dem Verstand allein können wir Dasein und Leben nicht meistern. Jawohl, Wissenschaft und Verstand sind uns unentbehrlich, sie sind für uns sogar die einzig zulässigen Mittel, die Welt zu erkennen. Sie weisen uns den Weg und schaffen uns den Boden, auf dem unsere Lebensansichten erwachsen. Ist aber dieser Boden geschaffen, so muss nachher der ganze Mensch mit seinem ganzen Seelenleben an die Lebensaufgaben herantreten, nicht nur Verstand und Wissenschaft. Die christliche Kirche weiss, warum sie die Gefühle so hoch und den Verstand so tief bewertet: Gefühle packen stärker, binden fester. Liebt der Fromme seinen Gott? Unsinn — es gibt keinen Gott, darum kann ihn auch niemand lieben. Der Fromme liebt nicht seinen Gott, aber er liebt seine Liebe, seine Hingabe an Gott, seine Geborgenheit in Gott. Er liebt nicht Gott, aber er liebt seine Gefühle, die diesem Phantom entgegenlodern. Diese Gefühle halten den Frommen über alle verstandesmässigen Bedenken bei seinen infantil-religiösen Einstellungen fest. Auf Wissenschaft und Aufklärung lassen wir nicht den geringsten Schatten fallen, aber wir müssen einsehen, dass sie durch starke Gefühle, Gefühle der positiven Hingabe an die Aufgaben dieser Welt, ergänzt werden müssen. Gewiss, die infantil-urmenschlichen Bindungen des Frommen können wir wohl noch verstehen, aber unmöglich mehr teilen; damit ist aber nicht gesagt, dass das Gefühlsleben des modernen Diesseltsmenschen — und zu denen wollen wir uns bestimmt zählen — hinter seiner geistigen Mündigkeit zurückbleiben müsse und verkümmern solle.

Auf diese notwendige Ergänzung unserer Arbeit aufmerksam gemacht zu haben, ist das grosse Verdienst der Spranger-schen Weltfrömmigkeit.

Omikron.

### Als der Freisinn noch jung war.

(Schluss.)

Die prompte Antwort, die der Bundesrat der österreichischen Regierung auf die Heimrufung des Grafen Karnickj erteilte, blieb nicht ohne Wirkung. Nicht dass man sich am Wiener Hofe plötzlich von Gewissensbissen gequält fühlte, dass man plötzlich ein Einsehen mit der kleinen Schweiz und dem noch kleineren Tessin gehabt hätte. Wenn die bestimmte Haltung des schweizerischen Bundesrates Eindruck machte, so war dies nur, weil um jene Zeit «höhere» Interessen auf dem Spiele standen. In der Türkei war zwischen den griechischen und lateinischen Christen ein Streit ausgebrochen über die ihnen zugestanden Rechte. Frankreich, dem die türkischen Katholiken, wohl nicht aus rein himmlischen Beweggründen, näher standen als die durch den Liberalismus beleidigten Katholiken in Oesterreich und der Schweiz, nahm sich, im Einverständnis mit dem Sultan, ihrer Sache an. Dies war eine willkommene Gelegenheit für Niklaus I. von Russland, sich seinerseits der griechisch-christlichen Untertanen anzunehmen. Der «kranke Mann», wie Niklaus I. den Sultan nannte, sah sich dadurch nicht zu Unrecht von Russland bedroht und suchte Hilfe bei Frankreich und England, die er bereitwillig fand. Durch diese Stärkung ermutigt, lehnte der Sultan das Ansinnen Russlands ab, worauf Niklaus I. die Donaufürstentümer besetzte. Es kam zum *Krimkrieg*.

Unter dem Gesichtspunkte dieser höheren Interessen wird ein saches Wiedereinlenken von Seiten Oesterreichs, das von Frankreich und England dazu aufgemuntert wurde, verständlich. Die Weisung des Bundesrates an den Geschäftsträger in Wien konnte gar nie zur Wirkung werden, denn «bei Eröffnung dieses Auftrages an das kaiserliche Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten», so heisst es im Geschäftsbericht des Bundesrates für das Jahr 1853, «ward ihm (dem Geschäftsträger. Der Verf.) die Erwiderung zu teil, dass die kais. Regierung durch die Abberufung des Herrn Grafen Karnickj nach Wien ein Abbrechen des diplomatischen Verkehrs nicht beabsichtigt habe und durch das Mittel des schweizerischen Geschäftsträgers, oder direkte, nach wie vor diplomatische Mitteilungen machen oder entgegennehmen werde». Durch diese Antwort wenigstens teilweise befriedigt, teilte der Bundesrat dem Geschäftsträger mit, seiner früheren Weisung keine Folge zu geben. Der Handel selbst war damit aber noch nicht erledigt.

Am 30. August 1853 griff der Bundesrat in einer Note, die der Geschäftsträger, Herr Steiger, dem Grafen von Buol überreichte, die Angelegenheit wieder auf. Am 24. Oktober wurde diese Note von der österreichischen Regierung beantwortet und zwar, wie es im Bericht des Bundesrates heisst, war diese Antwort «in einem weit versöhnlicheren und friedlicheren Tone gehalten». «Es wird», so lesen wir im Bericht des Bundesrates, «in derselben erklärt, dass kein Anstand dagegen obwalte, dass der Kanton Graubünden das ihm vertragsmässig zugesicherte Quantum Getreide aus der Lombardie beziehe, dagegen müsse man bedauern, rücksichtlich des Kantons Tessin, die gleiche befriedigende Auskunft nicht erteilen zu können. Man sei zwar bereit, auch gegen diesen Nachbarkanton alle Vertragsverbindlichkeiten gewissenhaft zu erfüllen, ohne jedoch auf das in der Pflicht der Selbsterhaltung gegründete Recht zu verzichten, gegen feindliche oder gefahrdrohende, auf dem jenseitigen Gebiete begünstigte oder geduldete Unternehmungen jede geeignete oder nötige Abwehr zu treffen.»

Trotz dieser Antwort, die alle Hoffnungen zuließ, dauerte es bis zum 16. Juni 1854, dass der Blokus gegen den Kanton